

HEYNE <

RACHEL HAWKINS

WIND
NACHT

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Elvira Willems

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *Reckless Girls*
erschien erstmals 2021 bei St. Martin's Press, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Den Textauszug aus *Der alte Seefahrer* von Samuel Taylor Coleridge,
übertragen und herausgegeben von Heinz Politzer,
drucken wir mit freundlicher Genehmigung des Insel Verlags.

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1968.

Alle Rechte bei und vorbehalten durch Insel Verlag Berlin.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 08/2023
Copyright © 2021 by Rachel Hawkins,
published in agreement with the author,
c/o BAROR NTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, USA
Copyright © 2023 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Anita Hirtreiter
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
unter Verwendung von mauritius images / jannishagels;
www.buerosued.de
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-42702-0

www.heyne.de



Für Daddy und die Rachel K

PROLOG

Salzwasser schmeckt genau wie Blut.

Darüber hat sie bis jetzt noch nie nachgedacht, bis sie in beidem ertrinkt, dem Blut, das aus der Wunde an ihrer Schläfe quillt, und dem Meer, das ihr in den Mund strömt.

Beides ist warm, herb.

Beides droht, sie zu vernichten.

Es ist dunkel, doch sie kann die Wellen hören, die seitlich ans Boot schlagen, und sie bekommt den heftigen Streit mit, der irgendwo über ihr tobt. Eben noch war dieser Streit für sie von Bedeutung, aber jetzt schert sie sich nur um das wilde Pochen in ihrem Kopf, das Brennen des Salzwassers, den Schmerz tief in ihrer Brust.

In gewisser Hinsicht ist es leichter loszulassen. Es einfach geschehen zu lassen.

Hat sie das nicht schon die ganze Zeit so gemacht? War es nicht das, was sie hierhergeführt hat, an diesen einsamen Ort im Pazifik, wo sie nun mutterseelenallein ist, benommen und kurz vor dem Ertrinken?

Sie atmet tief ein.

Es tut weh, denn wo Luft sein sollte, strömt Wasser herein.

Doch nach dem Schmerz überkommt sie so etwas wie Friede.
Gleich ist es vorbei. Alles.

Sie taucht unter.

Und kommt nicht mehr hoch.

Vor dem Zweiten Weltkrieg war Meroe Island vor allem für das Wrack bekannt, dem die Insel ihren Namen verdankt. Über fünf Monate waren die Matrosen der *HMS Meroe* auf der Insel gestrandet, und die Handvoll Überlebenden mussten sich am Ende vor Gericht für den Mord an ihren Schiffskameraden verantworten. Düstere Gerüchte über Kannibalismus kreisten um den Prozess, dessen Einzelheiten so grausig waren, dass sie nicht einmal in den Zeitungen erwähnt wurden. Nur einer der acht Überlebenden, ein gewisser Lieutenant Thornton, wurde verurteilt. Seine Hinrichtung durch den Strang zog Tausende von Schaulustigen an, darunter auch solche Größen der damaligen Zeit wie Lord Byron und William Turner. Danach wurde Meroe Island zu einem dunklen Kapitel in der Geschichte der Seefahrt, bis sich die Alliierten im Pazifik in den Vierzigerjahren die strategisch günstige Lage der Insel zunutze machten. Seither war sie mehr oder weniger verlassen, doch in den letzten Jahren ist sie zu einem beliebten Ziel für eine abenteuerliche Sorte von Reisenden geworden.

Hidden Histories, Traveler's Press, 2010

JETZT

1

Manchmal frage ich mich, ob die Leute, wenn sie im Urlaub sind, wirklich glauben, sie könnten sich alles erlauben, weil sie sowieso niemand kennt.

Eine andere Erklärung habe ich nämlich nicht für all das, was ich in dem halben Jahr, das ich bisher im Haleakala Resort auf Maui gearbeitet habe, erlebt habe. Zu den harmlosen Dingen gehörten noch sonnenverbrannte Paare, die mich fragten, ob ich Interesse hätte, »mich später am Abend mit ihnen zu treffen«, Gruppen von Frauen, die aufeinander abgestimmte Tanktops mit der Aufschrift DRAUFGÄNGERINNEN! trugen, während sie Unsummen für Tequila Shots ausgaben und irgendwann an der Lobby-Bar in einen weinerlichen Streit gerieten, oder widerliche Wall-Street-Typen, die auf der Ablage im Bad Koks-Lines hinterließen und hinterher das Zimmermädchen beschuldigten, sie hätte sie sich reingezogen.

Mit diesen Situationen konnte ich noch souverän umgehen, aber richtig schräg war zum Beispiel der Typ, der mir 200 Dollar anbot, wenn ich vor seinen Augen eine ganze Ananas verspeisen würde (habe ich nicht), oder die ältere Dame, die während ihres einwöchigen Urlaubs ihre Suite kein einziges Mal verließ

und im Pay-TV Sexfilme orderte und beim Zimmerservice Pommes frites (schön für sie, ehrlich!). Einmal bin ich auch zum Saubermachen in ein Zimmer gegangen, in dem ein paar Verbindungsstudenten gewohnt hatten, und fand überall auf dem Teppich konzentrische Urinkreise (der Dad von einem musste seine Kreditkarte zücken, um den Teppich zu ersetzen, nachdem ich für die Hotelleitung Beweisfotos von dem Schaden gemacht hatte).

Tja, und auch jetzt denke ich gerade, wie abartig dieses Szenarium doch ist, als ich mitten in der Makai-Suite stehe und auf die auf dem Bett ausgebreitete Sammlung von Sexspielzeug blicke.

»Das ist ja total abgefickt«, murmelt Maia neben mir, in den Armen die feuchten Handtücher. »Wie Stonehenge, bloß mit Dildos.«

Ich schnaube, während ich mir schon Handschuhe überziehe. »Fairerweise muss ich sagen, dass ich nur zwei, okay, nein, drei Dildos sehe. Das da«, ich zeige auf die pinkfarbene Scheibe auf der rechten Seite, »ist ein Vibrator, und das lilafarbene Ding ist ... tja, ich weiß nicht, was das ist, aber egal, schön für die Leute, sie haben eine tolle Zeit hier auf der Insel.«

Maia schüttelt den Kopf und wendet sich wieder dem Wäschewagen zu. Sie ist kleiner als ich, und der Rock ihrer Arbeitskleidung reicht ihr über die Knie. Jede normale Frau würde darin total plump und altmodisch aussehen, aber Maia natürlich nicht. Sie sieht aus wie eine Hollywood-Schauspielerin, die sich nur dazu herablässt, in einer TV-Serie ein Zimmermädchen zu spielen.

»Ich habe ja nichts dagegen, dass die Leute sich amüsieren, wenn ihnen das gefällt, Lux. Ich denke nur manchmal, sie vergessen dabei, dass andere es mitbekommen.«

»Oder sie wollen, dass wir es mitkriegen«, versetze ich und ziehe einen Plastikbeutel mit dem Logo des Hotels von meinem Servicewagen. »Vielleicht gehört das für sie dazu.«

»Eklig«, erwidert sie schauernd.

Ich nehme den pinkfarbenen Vibrator und werfe ihn in den Beutel. »Zimmerliese.«

»Spinnerin«, kontert sie und verschwindet im Bad. Ich grinse ihr hinterher und wende mich wieder meiner Arbeit zu.

Maia ist neu hier im Haleakala, sie hat erst letzten Monat angefangen, und ich mag sie zwar sehr, aber ich habe trotzdem das Gefühl, dass sie uns in den nächsten zwei Wochen wieder verlassen wird. Inzwischen bin ich lange genug hier, um klar sagen zu können, dass das Zimmerpersonal sich in drei Gruppen aufteilen lässt: der harte Kern, der seit zehn Jahren hier ist und auch bis zur Rente bleiben wird; diejenigen, die das nur für den Übergang machen wollen, bis sie was Besseres finden; und schließlich Mädchen wie Maia, die denken, ein Job in einem Fünfsternerresort wäre lustig, weil sie sich dort nicht totarbeiten müssten, aber trotzdem ganz gut verdienen würden.

Ich zähle mich eigentlich zur dritten Kategorie, doch nach sechs Monaten mache ich mir allmählich Sorgen, dass ich in die zweite rutsche.

Ich bin wegen eines Typs nach Hawaii gekommen – und mir ist völlig klar, wie bescheuert das klingt –, aber ich bin überzeugt, dass sich jede Frau, die von Nico Johannsen gebeten würde, mit ihm auf Maui zu treffen, sich auf der Stelle ein Flugticket kaufen würde.

Abgesehen davon war es mir nicht bloß um den Kerl gegangen – es war mir um das gegangen, was er mir bot: die

Gelegenheit zu reisen, um die Welt zu segeln und am Ende um ein paar Erfahrungen reicher zu sein.

Ein Abenteuer.

»Ich lebe den Traum«, murmele ich und lasse den Blick über das Bett schweifen, unsicher, wie ich weitermachen soll. Soll ich das ganze Spielzeug wie Make-up-Pinsel auf einem Handtuch auf der Ablage im Bad auslegen?

Plötzlich will ich nur noch weg. Mir die Dienstkleidung vom Leib reißen, meinen Putzwagen stehen lassen, aus dem Resort spazieren und heimgehen.

Aber wo bin ich überhaupt zu Hause?

Genau genommen leben Nico und ich in einem winzigen einstöckigen Haus an der Südküste der Insel bei zwei Typen, mit denen er in der Marina zusammenarbeitet, und ihren Freundinnen. Allerdings haben wir da nicht mal ein Zimmer: Wir schlafen auf einer Matratze, die wir abends im Wohnzimmer auf den Boden legen. Die Bude riecht dauernd nach Salzwasser und Sonnencreme, und die Laken fühlen sich immer ein bisschen klamm an und nach Sand. Wir teilen uns zu sechst zwei Bäder, in denen nasse Badesachen an der Duschstange hängen und Handtücher kleine Schimmelflecken bekommen, weil in dieser Hütte einfach nichts je richtig trocknet.

Unser Zuhause hätte eigentlich Nicos Boot sein sollen, die *Susannah*.

Allein der Gedanke, wie sie da mit einem großen verdammten Loch im Rumpf im Trockendock steht, tut mir weh. Nachdem Nico und ich uns kennengelernt hatten, war er mit ihr von San Diego runtergesegelt, und ich war mit einem One-Way-Ticket hergeflogen, um mich hier mit ihm zu treffen. Mein ganzes Leben hatte ich in einen Trolley und einen Rucksack gepackt.

Doch als ich nach Wailuku kam, erfuhr ich, dass nicht nur der Motor der *Susannah* auf der Reise hierher kaputtgegangen war, sondern dass das Boot, als Nico es zur Reparatur in die Marina gebracht hatte, beim Abladen vom Trailer gerutscht war und der Rumpf jetzt ein Loch hatte. Und das Geld für die Reparatur hatte Nico nicht.

Er hätte es schon auftreiben können, denn seine Familie ist steinreich, aber er war zu stolz, sie darum zu bitten. Niko könnte in der großen Anwaltskanzlei seines Vaters Karriere machen, aber er will seinen eigenen Weg gehen und unabhängig sein.

Das ist wirklich eine bewundernswerte Einstellung, aber es durchkreuzt auch unseren Plan, und ich stecke hier fest und muss das Sexspielzeug von fremden Leuten aufräumen.

Vielleicht ist das Boot verflucht, habe ich neulich abends zu ihm gesagt, habe es an der warmen, salzigen Haut seines Halses geflüstert, als wir uns auf unserer Matratze aneinanderkuschelten und dem Regen lauschten, der auf das Blechdach prasselte.

Vielleicht bist du verflucht, hat er gemurmelt. *Früher hieß es, man würde das Schicksal herausfordern, wenn man eine Frau an Bord eines Schiffes ließe.*

Vielleicht bist du ein Arschloch, hatte ich darauf erwidert, aber er hatte nur gelacht und mich geküsst, und dann war mir unsere kleine, sandige Matratze gar nicht mehr so schlecht erschienen. Das konnte Nico echt gut, mich ablenken, mich mit seinem unermüdlichen Optimismus aus meiner Endlosschleife aus Sorgen, Zweifeln und Gedanken darüber, wie es bloß weitergehen sollte, reißen. Nico sorgte sich nicht um die Zukunft – und wenn eine lieblose Stimme in meinem Hinterkopf ab und

zu zischte, Nico *bräuchte* sich um so einen Mist auch nicht zu sorgen, weil *ich* es dauernd für ihn tat, dann ignorierte ich sie.

Jedenfalls versuchte ich es.

Egal, vor der *Susannah* und Hawaii hatte ich in Kalifornien gelebt, aber dort hatte ich mich eigentlich nie zu Hause gefühlt. Mit zwölf war ich mit meiner Mutter von Nebraska dort hingezogen, und als sie elf Jahre später gestorben war, war ich einfach in San Diego geblieben, weil ich keine Ahnung gehabt hatte, wo ich sonst hinsollte.

Jetzt, mit fünfundzwanzig, kommt mir mein Leben allmählich vor wie eine Aneinanderreihung von falschen Abzweigungen und verpassten Chancen. Ich war nach links gegangen, wenn ich nach rechts hätte gehen sollen. Hatte immer den verkehrten Weg eingeschlagen.

Ich ziehe das Bett ab, und als ich die Laken unten in meinen Putzwagen stopfe, höre ich, wie die Tür zur Suite geöffnet wird. Maia geht wohl in den Flur, um Handtücher oder Shampoo zu holen, das nach Bananen und Hibiskus duftet.

»Was meinst du, soll ich den Arschlöchern die Handtücher festlich zu Schwänzen falten?«, rufe ich hinter ihr her. »Ich weiß, dass man normalerweise Schwäne faltet, aber angesichts dessen, was die für einen Geschmack haben ...«

Hinter mir räuspert sich jemand, und als ich mich aufrichte, stehen zwei Leute im Flur, ein Mann in einem Hawaiihemd in wilden Rot- und Grünschattierungen und eine Frau in einem dazu passenden Kleid. Sie halten Mai Tais in den Händen, ihre Gesichter glühen vor Verlegenheit oder Sonnenbrand oder beidem, und ich schenke ihnen ein mattes Lächeln.

»Aloha?«

Eine Stunde später stehe ich in meinen abgeschnittenen Shorts

und meinem T-Shirt auf dem Parkplatz des Haleakala, und meine Dienstkleidung und mein Namensschild sind wieder in den Händen meines Chefs – also, jetzt meines Ex-Chefs – Mr. Chen. Eigentlich müsste ich total ausrasten, doch ich hebe das Gesicht der Sonne entgegen und lächele.

Keine Laken mehr. Keine Handtücher mehr. Keine Finger mehr, die »versehentlich« meinen Po streifen. Ich wollte schon seit über einem Monat kündigen, aber es hat etwas Befreiendes, dass mir die Entscheidung jetzt abgenommen wurde. Es ist nicht meine Schuld, dass die Sandersons ausgerechnet in diesem Moment reingekommen sind. Und es ist erst recht nicht meine Schuld, dass sie das ganze Zeug auf dem Bett liegen gelassen haben.

Ich kann nichts dafür, dass ich keinen Job mehr habe.

Jetzt muss ich es bloß noch Nico sagen.

2

»Also, ich muss schon sagen, dass jemand wegen eines Dildos seinen Job verliert, höre ich heute auch zum ersten Mal.«

Seit ich offiziell arbeitslos bin, kann ich mich mit Nico zum Mittagessen in seinem Lieblingslokal auf der Insel treffen. Er sitzt mir gegenüber und riecht nach Salzwasser und Motoröl, aber er sieht trotzdem so gut aus, dass ich ganz hin und weg bin. Seine dunkelblonden Haare hat er sich mit einem roten Bandana aus dem Gesicht gebunden, seine sonnengebräunte Haut ist ganz glatt, und um seinen linken Bizeps schlängelt sich eine Tätowierung.

Wenn ich ehrlich bin, finde ich es irgendwie blöd, wenn sich ein weißer Typ ein Tribal Tattoo stechen lässt, das für ihn gar keine Bedeutung hat. Doch drei Tage nachdem wir uns kennengelernt hatten, hatte er sich für mich an den Rand seiner Tätowierung ein geschwungenes L setzen lassen. Das war dann doch ziemlich süß.

Er war süß.

Das ist er natürlich immer noch, aber anders als in unserer Anfangsphase. Als wir zusammenkamen, war die Ruhe, die er ausstrahlte, genau das, was ich brauchte. Jahrelang hatte ich

mich um meine krebskranke Mutter gekümmert und mit allem klarkommen müssen: den Krankenhausaufenthalt, den Nebenwirkungen der Chemo, dem Geschrei und den Streitereien mit meinem Vater am Telefon.

Nico gehört zu den Menschen, die einem ständig sagen, man solle einfach loslassen, und man glaubt es wirklich – dass er dahintergekommen ist, wie man ein besseres Leben führt – und hat nicht mal Lust, ihn zu knuffen.

Na ja, zumindest nicht jedes Mal.

Jetzt trinkt er nur sein Mineralwasser und nickt mir zu.
»Der Job war eh blöd.«

»Aber echt.«

»Und du kriegst jederzeit einen neuen«, fährt er fort und zeigt mit seinem Becher auf mich.

Ich spieße eine Nudel auf und zuckte mit den Achseln. »Warum schauen wir nicht mal, wie viel wir schon zusammengespart haben? Vielleicht können wir die *Susannah* endlich reparieren lassen?«

Darauf antwortet er nicht, sondern rollt bloß den Kopf von einer Seite zur anderen – eine Geste, die ich ihn tausendmal habe machen sehen. Sie bedeutet im Grunde eine Mischung aus »Ähm« und »Können wir das später besprechen?«, und plötzlich steigt Frust in mir auf.

Es führt kein Weg an der Tatsache vorbei, dass Nico hier glücklich ist. Er sagt, dass er gern weiterreisen möchte, so wie wir es geplant hatten, aber je mehr Zeit verstreicht, desto länger sehe ich zu, wie er sich einlebt und Wurzeln schlägt. Er liebt seinen Job auf der Marina und die Arbeit mit den Booten. Er schließt überall schnell Freundschaften – er ist so einer, deswegen lieben ihn seine Kollegen (und wir haben

einen Ort, wo wir umsonst wohnen können). Wenn es jemanden gibt, der »da blüht, wo er hingepflanzt wurde«, dann ist es Nico.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich je schon mal irgendwo geblüht habe. Manchmal frage ich mich, ob ich das überhaupt kann. Vielleicht finde ich deswegen die Vorstellung so verlockend, nie irgendwo eingepflanzt zu werden.

Vielleicht bin ich es auch satt, den Scheiß anderer Leute wegzuputzen, manchmal im wahrsten Sinne des Wortes.

Ich stochere in meinem Essen herum und schaue zum Tresen, wo die Schlange endlich kürzer geworden ist. Es ist gleich zwei, was bedeutet, dass sie bald schließen und Nico zurück zur Marina muss, während ich ... zum Haus gehe, oder? Wo ich mich auf die Couch setze und darauf warte, dass Nico heimkommt?

Das ist fast so deprimierend, wie Hotelzimmer sauber zu machen, und auf einmal überkommt mich leises Bedauern wegen dem, was heute passiert ist. Vielleicht hätte ich mich bei den Sandersons entschuldigen oder um Gnade winseln oder Mr. Chen sogar um eine zweite Chance anflehen sollen. Doch solche Gedanken bringen nichts, denn wenn ich anfangs, eine Sache zu bereuen, dann fallen mir noch tausend andere Entscheidungen ein, die ich infrage stellen muss: vom College abzugehen, wie sich das Verhältnis zu meinem Dad immer mehr verschlechterte, verlorene Jahre, in denen ich mit Leuten Party machte, die nicht mal meine Freunde waren. Die Ziellosigkeit, mit der ich durchs Leben trieb, bevor ich mit Nico zusammenkam.

»Ich habe heute zwei Mädchen kennengelernt«, sagt er und reißt mich aus meinen Gedanken.

Ich sehe ihn an und ziehe die Augenbrauen hoch. »Und das erzählst du mir, weil ...?«

»Also, die sind im Urlaub, um sich einen Typ zu angeln, und ich fand, dass das bestimmt viel mehr Spaß macht, als Bootsmotoren zu reparieren. Sieht so aus, als hätte ich auch bald einen neuen Job.«

Ich zeige ihm den Stinkefinger und esse noch ein paar Nudeln. »Jetzt mal im Ernst, Nico.«

Er zwinkert mir zu und schiebt grinsend seinen leeren Teller von sich. »Im Ernst, Lux, ich habe da zwei College-Mädchen getroffen. Amerikanerinnen. Von der Ostküste.«

Er sagt das mit so viel Geringschätzung, dass ich die Augenbrauen hochziehe. »Nicht jeder kann aus Südkalifornien sein, Nicholas.«

Ich erwarte, dass er lacht, doch er wirkt leicht gereizt. Keine Ahnung, ob es die etwas flapsige Anspielung auf seine Herkunft war oder die Tatsache, dass ich seinen richtigen Namen verwendet habe, aber ich fahre, so oder so, mit der Hand durch die Luft, denn ich will keinen Streit. »Tut mir leid, sprich weiter.«

Er belässt es dabei. »Also, die suchen ein Boot, das sie für ein paar Tage chartern können, aber der Typ, mit dem sie reden wollten, war nicht da, und so sind wir ins Gespräch gekommen. Ich glaube, sie wollen mich anheuern.«

Normalerweise bin ich nicht besonders eifersüchtig – bei einem Freund, der so gut aussieht wie Nico, lernt man das schnell, wenn man nicht den Verstand verlieren will –, trotzdem steigen in mir seltsame Befürchtungen auf. »Dich anheuern, damit du ihr Boot segelst? Mit ihnen um die Insel schipperst?«

Er zuckt mit den Achseln und lehnt sich auf seinem Stuhl zurück. Draußen hat es angefangen zu regnen, ein leichtes Nieselregen, das in ein paar Minuten wieder vorbei ist und in der Luft einen schweren, süßen Duft zurücklassen wird. »Ich denke schon. Sie haben mich gefragt, ob ich heute Abend mit ihnen was trinken will, um alles zu besprechen, und ich habe gesagt, ich bringe meine Freundin mit.«

»Sieh einer an, wie treu du bist«, foppe ich ihn.

Er grinst mich wieder an, langt über den Tisch und nimmt meine Hand, um einen Kuss auf das Gelenk zu drücken. »Ich lebe in Angst und Schrecken, du könntest mir im Schlaf den Schwanz abschneiden, wenn ich mich ohne dich mit zwei Mädchen in einer Bar treffe.«

»Treu *und* klug.«

Der Regen nimmt zu und klatscht jetzt schwer auf das Dach. Nico schaut nach draußen, bevor er sich mir wieder zuwendet. Er hat schöne braune Augen, und als er lächelt, bilden sich in seinen Augenwinkeln kleine Fältchen.

»Also, wenn sie mich am Ende doch nicht anheuern, können sie uns wenigstens ein paar Bier spendieren. Außerdem habe ich heute Abend noch nichts vor.«

»Ich auch nicht.« Ich lache. »Ich meine, Mist, das war's. Ich bin langweilig.«

Ich hasse es, dass es überhaupt nicht nach einem Witz klingt.

3

Die Mädchen haben eine Touristenbar ausgesucht, was auch sonst.

Das Pineapple Pete's ist viel zu voll, und mir steigt die besonders widerliche Mischung aus Sonnenmilch, Bier und Parfüm aus dem Duty-Free-Laden in die Nase, der immer über solchen Lokalen schwebt. Bei meinem Glück laufe ich hier noch den Gästen aus dem Haleakala über den Weg, wegen denen ich heute gefeuert wurde.

Nico ist nach dem Mittagessen zurück zur Arbeit gegangen und hat sich dort umgezogen und fertig gemacht, während ich das im Haus erledigt habe. Doch unsere Mitbewohner wollten heute Abend auch ausgehen, und ich musste um Duschzeit und Platz vor dem Spiegel kämpfen. Deswegen komme ich jetzt zu spät, und meine Haare sind am Hinterkopf noch ein bisschen nass. Ich weiß nicht, warum ich mir überhaupt die Mühe gemacht habe, hübsch auszusehen – Nico trägt wahrscheinlich nur die Shorts und das T-Shirt, Sachen, die er in seiner Tasche mit zur Arbeit genommen hat. Mir liegt nichts daran, Eindruck auf ein paar reiche College-Mädchen im Urlaub zu machen. Trotzdem habe ich mich dabei erwischt, wie ich

mein Lieblingskleid aus dem Schrank holte, das gelbe mit dem Neckholder und den winzigen gestickten Vögeln am Saum, das Kleid, das um meine Knie flattert und immer dafür sorgt, dass Nicos Blick ein wenig länger auf meiner Hüfte und der Mulde an meinem Schlüsselbein verweilt.

Ich mag es einfach, wenn er mich so ansieht. Es gefiel mir vom ersten Abend an, als ich ihm in einem Lokal begegnete, das sich, was schwache Beleuchtung und beschissenes Bier angeht, gar nicht so sehr von diesem hier unterschied, in anderer Hinsicht aber doch ganz anders war. In San Diego hatte ich in einem Restaurant unweit vom Strand gekellnert, und eines Abends war Nico reingekommen. Er hatte gerade die *Susannah* gekauft und war dabei, sie auf Vordermann zu bringen, bevor er damit nach Baja California segeln wollte, dann die mexikanische Küste runter und weiter in den Pazifik nach wer weiß wohin. Hawaii, Tahiti, vielleicht sogar bis nach Australien.

Wir kommen da noch hin, sage ich mir, während ich mich auf der Suche nach Nico durch die Menschenmenge schiebe. *Die Sache hier hält uns nur ein bisschen auf, und dann segeln wir los, wie er es mir versprochen hat.*

Ich sehe ihn ganz hinten an einem Stehtisch. Er entdeckt mich und hebt eine Hand, in der er bereits ein Bier hält, und die zwei jungen Frauen, die ihm gegenüberstehen, drehen sich zu mir um.

Sie werfen mir keine bösen Blicke zu, was hoffentlich ein gutes Zeichen ist. Ja, ihr Lächeln kommt sogar ganz echt rüber, weder aufgesetzt noch falsch. Sie sehen auch nicht aus wie die meisten reichen College-Mädchen, die hier sonst so auftauchen. Keine Klamotten mit floralen Prints, kein glänzendes Lipgloss. Die, die rechts steht, hat ihre dunklen Haare zu einem

wuscheligen Chignon hochgesteckt, und die links, deren Haare mehrere Schattierungen heller sind, trägt Jeans und ein Tanktop und ist ungeschminkt.

Nico kommt um den Tisch herum und zieht mich an sich, um mir einen Kuss zu geben. Sein Atem ist warm und riecht nach Bier. »Da ist ja mein Schatz«, sagt er, und seine Hand gleitet kurz zu meiner Hüfte, um sie zu drücken.

»Bitte, sag, dass du mir schon was zu trinken bestellt hast«, antworte ich und stelle mich auf die Zehenspitzen, um an seiner Unterlippe zu knabbern.

Er grinst und stupst mit seiner Nase an meine. »Ich kann dir sofort was holen.«

Ich schaue zu den Mädchen, die sich von uns abgewandt haben und sich unterhalten. »Ich komme mit«, sage ich, doch Nico schüttelt den Kopf und zieht mich an den Tisch.

»Kein Problem, Babe«, sagt er, und diesen Spruch habe ich schon so oft gehört, dass ich ihn beinahe stumm mitspreche.

Die Mädchen am Tisch beobachten mich, und Nico nickt ihnen zu. »Brittany«, sagt er zu der mit dem Chignon, und »Amma« zu dem Mädchen in der Jeans, »das ist Lux. Brittany und Amma.« Wieder grinst er, diesmal ein bisschen trottelig. »Ich hole noch ein paar Bier.«

Dann verschwindet er im Gewühl und lässt mich am Tisch stehen. Ich sehe Brittany und Amma an.

»Lux«, ergreift Brittany das Wort. »Wie in *The Virgin Suicides*.«

Ich bin überrascht, und ich freue mich. Noch nie hat jemand, wenn ich meinen Namen nannte, diese Verbindung hergestellt. Normalerweise werde ich nur gefragt, ob es ein Spitzname ist oder eine Abkürzung. »Ja«, sage ich. »Meine Mutter hat das Buch wirklich geliebt.«

»Ist es nicht schräg, nach so einer Horrorfigur benannt worden zu sein?«, fragt Brittany, aber sie lächelt, als sie die Flasche an die Lippen hebt.

»Ja, irgendwie schon«, erwidere ich. »Nachdem ich den Roman mit dreizehn endlich gelesen habe, bin ich total ausgeflippt.«

Brittany und Amma fangen schallend an zu lachen, und plötzlich geht mir auf, wie lange es her ist, seit ich mich das letzte Mal mit Leuten unterhalten habe, die weder meine noch Nicos Arbeitskollegen waren. Schon in San Diego hatte ich den Kontakt zu meinen Freunden verloren, als meine Mutter krank geworden war.

Erstaunlich, wie schnell so was ging, wie leicht Leute, die ich jeden Tag gesehen hatte, aus meinem Leben verschwanden, mir nicht mehr wichtig waren, sondern nur noch alte Bekannte, denen ich auf Instagram folgte. Plötzlich musste ich mit so einer traurigen, deprimierenden Situation fertigwerden, und keiner wusste, was er zu dem Mädchen sagen sollte, das sich auf einmal um seine kranke Mutter kümmerte, statt im Hörsaal neben einem zu sitzen.

Nachdem Mom gestorben war, hatte ich überlegt, mich wieder einzuschreiben, aber die Leute, mit denen ich mehr zu tun gehabt hatte, waren inzwischen alle mindestens zwei Semester weiter. Es war mir vorgekommen, als müsste ich noch mal ganz von vorn anfangen, und es war leichter gewesen, mir einen Job zu suchen und mich ganz darauf zu konzentrieren, einen Schritt nach dem anderen zu tun – und das Geld für die Miete zu verdienen.

»Nico sagt, ihr seid schon fast ein ganzes Jahr auf Hawaii?«, fragt Amma. Von Nahem sehe ich, dass sie nicht ganz so

hübsch ist wie Brittany, doch sie hat volle Lippen und hohe Wangenknochen. Im trüben Licht der Bar sind ihre dunklen Augen hypnotisierend.

»Sechs Monate«, antworte ich. Hatte Nico übertrieben, um den Eindruck zu erwecken, er wäre mit den Gewässern um die Inseln bestens vertraut? »Aber Nico war schon oft auf Hawaii, bevor wir hergezogen sind«, füge ich rasch hinzu, »und er ist schon viel in der Gegend gesegelt.«

Im Urlaub mit der Familie, heißt das, und da haben sie dann in den schönsten Resorts auf den Inseln gewohnt, Orte, wo ich nicht mal einen Job als Klofrau kriegen würde. Doch das lasse ich unerwähnt. Ich gehe davon aus, dass sie Nico als Strandgammer betrachten, als netten Typ mit einem tollen Lächeln und einem noch tollerem Körper, der mit Booten arbeitet und mit den Gepflogenheiten der Upper Class nicht vertraut ist.

»Und was ist mit dir?«, fragt Brittany. Als sie die Hand hebt, um sich eine Locke hinters Ohr zu streichen, die sich aus dem Chignon gelöst hat, fällt mir an ihrem Handgelenk eine Tätowierung auf. »Wo warst du, bevor du hergekommen bist?«

Im Danach.

Ich frage mich, was das bedeutet, falls es überhaupt etwas bedeutet. Vielleicht ist es bloß eine Zeile aus einem Lied von Taylor Swift, das mir nicht einfallen will.

»Ich bin in Nebraska aufgewachsen«, antworte ich. »Aber meine Mutter und ich sind, als ich noch klein war, nach San Diego gezogen. Da habe ich Nico letztes Jahr kennengelernt. Er hat mir von seinem Plan erzählt, im Südpazifik zu segeln. Da gibt es Hunderte von Inseln, die nicht mal Namen haben,